

Kriegs- und Siegeslieder.

Collin. Schenkendorf. Stagemann. Arndt.
Fouqué etc.



Wir haben schon früher Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, welchen gewichtigen Einfluß der nationale Aufschwung Deutschlands, in den Jahren der sogenannten Befreiungskriege von 1813 bis 15, auch auf die deutsche Poesie ausübte. In das Klängen der Waffen mischten sich die Gefänge der Dichter und Jeder beilegte sich sein Scherlein Poesie auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. So dichtete auch Rückert damals seine geharnischten Sonnetts; und Heinrich v. Kleist, Ludwig Uhland und v. Eichendorf sangen zu der Zeit manch kräftig schönes Lied, bei Niemand aber ist diese Poesie kräftiger und freischer aus der That selbst hervorgegangen, als bei Theodor Körner. Deshalb fand auch er überall eine so seltene Anerkennung, obwohl ihn viele Andere weit an poetischem Geiste überragten.

Unter den Dichtern dieser Periode, welche fast ausschließlich oder doch größtentheils die Kriegs- und Siegeslieder jener Zeit dichteten, ist zunächst Heinrich Joseph, Edler von Collin, zu nennen, der am 26. December 1772 zu Wien geboren wurde. Denn wie Oesterreich zuerst den, freilich unglücklichen Versuch machte, die Unabhängigkeit Deutschlands zu erkämpfen, so stammen auch die ersten Schlachtgefänge jener blutigen Zeit von dort her. Indessen findet sich allerdings in ihnen jene Kraft noch nicht vor, welche die späteren Arbeiten dieser Gattung auszeichnet; es spricht sich vielmehr eine Art von Beklommenheit, eine trübe Ahnung in ihnen aus, daß die Stunde der Freiheit noch nicht gekommen sei. Leider sollte auch der Dichter diese schöne Zeit nicht erleben, denn nachdem er die Rechte studiert und im Jahre 1801 zum kaiserlichen Hofrath ernannt war, starb er bereits den 28. Juli 1811.

Als nun aber wirklich die gewaltige Zeit hereinbrach, wo ganz Europa gegen Frankreich und den Kaiser Napoleon unter den Waffen stand, da klangen auch die Gesänge der deutschen Dichter weit kräftiger und todesmuthiger drein als bisher, und mit Körner am Nächsten verwandt, tritt uns da Friedrich Max Schenk von Schenkendorf entgegen. Er bildet eine in dieser Periode um so interessantere Erscheinung, als in allen seinen Gedichten das romantische Element noch vorherrscht, welches sich in einer tiefen Sehnsucht nach der Vergangenheit ausspricht, welche er mit der Gegenwart zu verbinden strebt. Und dieses Streben offenbart sich nicht allein in Kücherrinnerungen an die politische, sondern auch an die religiöse Vergangenheit, so daß ihm der Krieg gegen Frankreich zuletzt wie ein Kreuzzug gegen die Ungläubigen erscheint, welche Ideen ein wunderbares Amalgam in seinen Dichtungen hervorbringen. Das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich erscheint ihm durchweg nicht als ein rein politisches, der Kampf ist ihm nicht der Kampf eines nach Unabhängigkeit strebenden Volkes gegen seinen fremden Unterdrücker, sondern ein Kampf der religiösen Ueberzeugung gegen den Unglauben. Da aber die muthige Schilderhebung des deutschen Volkes keinesweges eine solche war, so beruht auch die Anschauung des Dichters auf einer ihm unbewußten Selbsttäuschung, welche vielleicht eine Zeit hindurch, in welcher ja alle Leidenschaften aufgeregt waren, Glauben und Anerkennung fand, nachher aber bei kälterer Anschauung endlich verschwinden mußte. Recht deutlich tritt dieses religiös-romantische Princip in seinen Liedern „Freiheit“, „Soldatenmorgentied“ und anderen hervor. S. S. in den Versen des letzteren:

Du weiser Gott in Gnaden
 Schau her vom blauen Belt:
 Du selbst hast uns geladen
 In dieses Waffenfeld.
 Laß uns vor Dir bestehen
 Und gib uns heut den Sieg:
 Die Christen banner wehen;
 Dein ist o Herr der Krieg.

Auch in dem sonst so wunderschönen Landsturmliede tritt die religiöse Ansicht, mit welcher Schenkendorf diesen Krieg betrachtete, recht deutlich hervor und man glaubt fast in die Zeiten des Cromwells zurück versetzt zu sein und einen Schlachtfeldbesuch der Puritaner zu hören, der indessen reich an poetischen Schönheiten ist. Aus diesem Grunde sind auch seine Gedichte wohl weniger in den Mund des Volkes gekommen und jetzt größtentheils ganz vergessen, während andere Lieder derselben Periode sich noch jetzt der allgemeinsten Anerkennung erfreuen. — Außerdem finden wir noch eine andere, häufig hervortretende Idee in ihm, nämlich das Wiedererwachen des deutschen Kaiserthums und die Vereinigung Deutschlands zu einem einzigen Ganzen, und diese Gedichte, in denen er dann auch den ehemaligen Glanz und die versunkene Herrlichkeit des Kaiserhauses schildert, sind unstreitig seine gelungensten Arbeiten, besonders da wo er ihnen in seiner Vorliebe für die Romantik einen noch festern Boden gewinnen lassen kann.

Schenkendorf wurde den 11. Dezember 1785 zu Königsberg in Preussen geboren, woselbst er die Rechte studierte und später den Feldzug von 1813 mitmachte. Im Jahre 1816 wurde er Regierungsralh in Coblenz, starb aber schon im folgenden Jahre grade an seinem Geburtstag.

Auch Friedrich August von Stügemann gehört hierher und man kann dreist behaupten, daß seine Gedichte ebenfalls mehr geistige Macht und Schwung hatten, als die von Körner, aber auch sie sind ohne nachhaltige Wirkung auf das Volk geblieben und nur Einer war es noch, dessen tiefpoetisches Gemüth jene gewaltige Zeit in ihrer ganzen Entwicklung aufzufassen vermochte, und nicht in die Vergangenheit zurückblickend, nicht die früher gefallenen Helden aufforderte, mit für das Vaterland zu kämpfen, sondern der eine neue frischfarbige Zukunft aus der Gegenwart emporleihen sehend, mit gewaltiger Stimme in das Volk hineinrief, zu den Waffen zu greifen und sich diese Zukunft zu erkämpfen.

Dieser Mann war Ernst Moritz Arndt.

Von einem glühenden Haß gegen Frankreich erfüllt, welches er als den natürlichen Feind Deutschlands ansah, erhob er sich damals in der Zeit der allgemeinen Bewegung, und gewaltiger als er hat wohl kein Dichter gewirkt, sowohl durch seinen poetischen Geist selbst, als durch die kräftige Begeisterung für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, dem er schon früher bedeutende Opfer gebracht hatte, als die Andern noch im furchtsamen Schweigen verharrten. Er befaß ein mächtiges Talent der Darstellung und seine Sprache, mochte sie sich im höheren Schwunge ergehen, oder im kräftig einfachen Volkstone ris unwiderstehlich zu der allgemeinsten Begeisterung fort. Sein Buch „Geist der Zeit“ ist ein Werk voll kühner Freisinnigkeit, welches die allgemeinste Verbreitung und Anerkennung gewonnen und noch manches Andere, was er schrieb, diente dazu, seinem Namen im deutschen Vaterlande einen guten Klang zu geben. In der Kriegsperiode aber dichtete er seine Lieder voll Mark und Saft, Lieder mit Haaren auf den Zähnen und Blut im Herzen, wie sie ein Kritiker kräftig bezeichnet. Das Gedicht „Was ist des Deutschen Vaterland,“ ist im Munde des Volkes und wird es bleiben, sein „Lied vom Feldmarschall“ ist ein in diesem Genre klassisch zu nennendes Gedicht, das ein ebenso unbestreitbares Volkslied geworden ist wie Jenes.

Wenn nun aber Arndt grade im Gegensatz zu Schenkendorf frisch und kräftig in das Leben hineingriff und zunächst gegen Frankreich zu Felde zog mit einem Haß, den er überall in seinen dichterischen Productionen hineintrug, so mochte er auch vielleicht von der Zukunft, die dieser waffenklirrenden Gegenwart folgte, etwas anderes gehofft haben, als sie wirklich brachte. Zwar ist sein Eifer, mit welchem er noch immer als treuer Wächter die Grenze hütet, nicht erkaltet, und er fast allein ist noch bis auf diesen Tag der alle geblieben, ein Wind und Wetter troher der Denkslein der Zeit; aber grade jene sanguinischen Hoffnungen, welche er für Deutschlands Zukunft genährt und die er so ganz unerfüllt bleiben sah, ließ ihn den neuesten Bewegungen der Zeit nur noch mit einem schlecht verhehlten Widerwillen folgen. Dazu kamen noch die hieraus entspringenden Annehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten, welche ihn bis in sein Privatleben hinein verfolgten.

Ernst Moriz Arndt war nämlich am 26. December 1769 zu Schorik auf Küügen geboren und bereiste, nachdem er dem Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften längere Zeit obgelegen hatte, Schweden, Deutschland, Italien, Frankreich und Ungarn, bis er endlich im Jahre 1806 eine Professur in Greifswald annahm und sich dort zu domiciliren gedachte. Als aber nach der Schlacht bei Jena die Franzosen in Pommern eindrangen, mußte Arndt flüchten, da man ihn französischer Seits seiner Freimüthigkeit wegen verfolgte, mit welcher er sich über Frankreich und den Kaiser ausgesprochen hatte. Er begab sich deshalb nach Stockholm. Erst als im Jahre 1813 der Krieg in Deutschland ausbrach, konnte er dahin zurückkehren. Durch Wort und That so viel als möglich zur Kräftigung des erwachenden Nationalgeistes beitragend, zog er bald die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich, und nach der Beendigung des Krieges erhielt er im Jahre 1815 einen Ruf als Professor der Geschichte an die Universität Bonn. Im Jahre 1819 aber wurde er bereits in die, auch gegen andere Professoren dieser Universität eingeleitete Untersuchung wegen demagogischer Antriebe verwickelt, seine Papiere wurden mit Beschlag belegt und eine Suspension von seinem Lehramte erfolgte, die erst in der neuesten Zeit (1840) wieder aufgehoben wurde. Trotz aller dieser Widerwärtigkeiten hat aber Arndt mit starker gläubiger Hoffnung festgehalten an seinen ehrenwerthen Tendenzen, die er jetzt, wenn auch allmählig, doch im kräftigen Fortschritt sich verwirklichen sieht, er hat es jederzeit verschmäht, diese zweideutige Stellung eines servilen Proselyten einzunehmen, wie viele von denen, die damals sein Schicksal theilten, und wir haben in ihm den Mann wie den Dichter, Beides zu bewundern und zu verehren.

Auch den ritterlichen Sänger, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, wollen wir an dieser Stelle nennen, der eben so wie Schenkendorf das romanische Princip in die Gegenwart hineinmingle, und mit derselben verwebte. Aber bei ihm ist es nicht wie bei Jenen, die Kirche und der Glauben, sondern einzig das mittelalterliche Ritterwesen, auf welches er alle seine Ideen zurückzuführen sucht, nicht einmal das Ritterthum, das sich neben Kaiser und Reich zu einer einzigen Gesamtkraft ausgebildet hatte, sondern das freie, selbstständige und allerdings so poetische Ritterthum des Faustrechts, wo der Schloßgefessene seinem Nachbar den Fehdehandschuh hinwarf, oder der Ritter, um sich die goldenen Sporen zu verdienen, mit seinem treuen Knappen auf gutem Kesse hinaus

zog in die weite Welt auf Avontüre, ein Jahr lang und einen Tag, zu retten den Unterdrückten, beizustehen dem Schwachen, zu schühen die Unschuld, und Ritterfittie zu üben. — In diesem Sinne verweble sich bei Fouqué die Romantik in die große Frage der Gegenwart hinein, und während Körner und Arndt mit gewaltiger Stimme zum Kampfe rufen und die Feiglinge verspotten, die da zurückbleiben, meint er in seinem ritterlichen Gemüthe, solche könne es gar nicht geben und läßt uns diejenigen, die an dem lustigen Waffentanze wider ihren Willen nicht Theil nehmen können, sich in banger Klage ergehen.

„Was steht Ihr, und weisset so trübe?
 Zu Sattel und d'rauf und d'ran! —
 Ach Gott ich hatt' es vergessen
 Ich bin ein verwundeter Mann.

Geboren wurde Fouqué am 12. Februar 1777 zu Neu-Brandenburg. Er machte die Revolutions- und Befreiungskriege mit, in denen er sich durch Muth und Besonnenheit auszeichnete. Später lebte er bald in Berlin, bald auf seinem Gute Nennhausen im Mecklenburgischen, bis er eine Stelle bei der Universität Halle annahm. Nachmals begab er sich nach Berlin, wo er am 23. Januar 1843 gestorben ist. Seine ersten Dichtungen erschienen unter dem pseudonymen Namen Pellegriin.

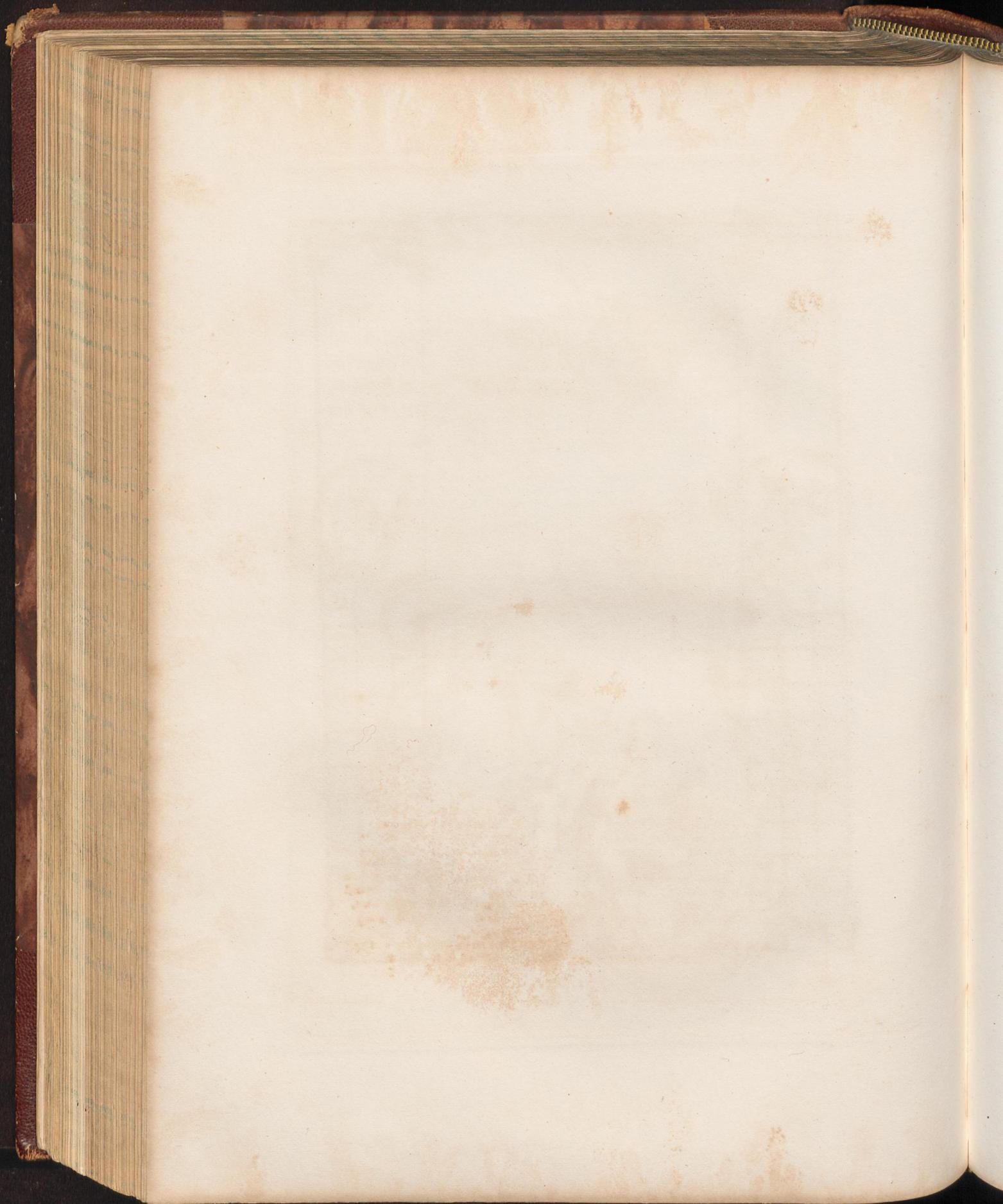
Es sei uns zugleich noch an dieser Stelle vergönnt, auch der Kriegs- und Siegeslieder und der Dichter aus einer früheren Periode zu gedenken, die indessen durch den unglücklichen Umstand, daß damals Deutschland wider Deutschland in Waffen stand, wir meinen die Periode des siebenjährigen Krieges, einen keinesweges nationalen Aufschwung nehmen konnte. — Unter diesen Dichtern ist besonders Johann Wilhelm Ludwig Gleim hervorzuheben. Er wurde den 2. April 1719 zu Ermsleben im ehemaligen Fürstenthum Halberstadt geboren, studierte 1738 bis 40 die Rechte zu Halle, ward 1747 Sekretair des Domkapitels zu Halberstadt, späterhin Kanonikus und starb den 18. Februar 1803. Friedrich II. hatte zu jener Zeit durch seinen Kriegsruhm nicht nur sein eigenes Volk mit einer Begeisterung erfüllt, wie sie lange nicht erlebt worden war, sondern seine Siege hatten auch die Besiegten sogar zu dieser Begeisterung gezwungen, die sich besonders in den Kämpfen gegen die fremde Nationen, die Franzosen und Russen am Meisten hervorthat. — Es war daher aber doch nur weniger ein Gefühl nationaler Begeisterung, als Enthusiasmus für die Person des Königs selbst, die Gleim zu seinen Preussischen Kriegsliedern veranlaßte, die indessen weit hinter den Productionen jener neueren Periode zurückstehn. Obgleich Gleim für das Volk und mit demselben singen wollte, seine Sprache daher oft in das Unpoetische und Abgeplattete hineingeht, sind seine Lieder doch nie Volkslieder geworden, woran wohl auch die vielen gelehrten Anspielungen mit Schuld sind, die darin vorkommen. Seine Begeisterung geht dabei mitunter durch seine Weichschwichtigkeit verloren und nur in wenigen hat er sich dem Volkston zu nähern gewußt.

Außer Gleim waren es noch Christian Felix Weisse, Johann Caspar Lavater und Andere, die durch Gleim veranlaßt, sich in derselben Gattung der Poesie versuchten, wenn auch ihre Arbeiten mehr oder minder das Schicksal von denen Gleim's theilten.





In den Waffen! —
Als Männer hat
uns Gott geschaffen
Auf Männer auf
und schlaget drein.



Ernst Moritz Arndt.

Schlachtgesang.



Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott ge-
schaffen
Auf Männer auf und schläget drein
Laßt Hörner und Trompeten klingen
Laßt Sturm von allen Thürmen ringen
Die Freiheit soll die Loosung sein.

Zu den Waffen! — Zu den Waffen!
Die Arme müssen sich erst raffen
Und stählern alle Brüste sein.
Voll Kraft und Muth und Grimm der Leuen
Bis wiederströmt in deutschen Treuen
Der deutsche Strom, der deutsche Rhein.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Zur Hölle mit den wältschen Affen
Das alte Land soll unser sein.
Kommt alle welche Klauen haben
Kommt Adler, Wölfe, Krähen, Raben
Wir laden Euch zur Tafel ein.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Weht Fahnen weht! Trompeten klingt.
Zu deutscher Treue alle Brüder
Hinein, es kehret keiner wieder
Der nicht den Sieg zu Hause bringt.

Das Lied vom Feldmarschall.



Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

D schauet wie ihm leuchten die Augen so klar!
D schauet, wie ihm waltet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Dreum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, als Alles versank,
Der muthig hin gen Himmel den Degen noch schwang,

Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegesruf er-
klang,
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel sich
schwung!

Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue, da hielt er solchen Strauß
Daß vielen tausend Welschen der Athem ging aus,

Viel tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend entschließen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Ragbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Dänehsen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Sie mußten wieder springen, wie Hasen über's Feld
Und hell ließ erklingen sein Hufsa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die
Nacht,

Da liegen sie sicher nach blutigem Fall;
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall!

Drum blaset ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du, reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im
Saus!

Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du, tapfter Degen, in Frankreich hinein!

Friedrich Max Schenk von Schenkendorf.

Soldatenmorgenlied.



Erhebt Euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu;
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth.
Man träumt von Silberkränzen,
Man denkt nur an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau' her vom blauen Zelt:
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor Dir bestehen
Und gieb uns heute Sieg:
Die Christenbanner wehen;
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, Du Tag der Fülle,
O Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegesgeschrei.
Und wir, Ihr wackeren Degen,
Wir waren auch dabei.

Der Landturm.

ie Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
O, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!

D zersch' durch unsre Felser
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt!

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolfenduft.

Wie habt Ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

Die Wetter oft sich brachen
Von Euerm Glockenklang;
Nun führt Ihr andre Sprachen,
Es klingt, wie Brautgesang.

Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Opferfest —
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.

Wo, Tod, sind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie Dich decken
In diesem heil'gen Krieg?

Beschritten ist der Grenze,
Geweihter Zauberkreis,
Nicht mehr um Eichenfränze
Ficht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt um's höchste Gut,
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.

Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlst Dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Lösung Bibelton:
„Wie Wagen Gottes, Gottes Reuter,
Wie Schwert des Herrn und Gideon!“

Der Strassburger Münster.

n Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr,
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibt fest und klar.

So war auch wohl die fromme Welt
Die solche Werk gedacht,
In dem sie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.

Wie sich, ein ew'ges Helbenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem, ein heller, schlanker Strahl,
Der Thurm gen Himmel strebt!

So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann,
Auf starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan,

Und wie den festen Bau umgiebt
Die schöne Heil'genwelt,
So hatte jeder, was er liebt,
In ihren Schutz gestellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun,
Daß nimmermehr soll fremdes Joch
Auf deutschem Nacken ruhn.

Wir sprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünstiges Gebet,
Daß Gott der Deutschen starker Hort
Verbleibe stet und stet.

Daß, wie der Thurm, der deutsche Sinn
Entwache seiner Zeit,
Und nach dem Himmel strebe hin,
Wenn ihn die Welt bedrängt.

Wir retten Euch, wir haben Eil,
Vergaß Euch doch kein Herz,
O Wolfenfaul', o Feuerfaul',
Schaut immer heimathwärts.

Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unsern Blick,
Und schauen nach des Wasgans Höhn,
Wie nach dem Thurm, zurück.

Die Bundesfah' in Feindeshand?
Der Thurm in welcher Macht?
O nein! sie sind voraus gesandt
Als fühne Vorderwacht.

Scharnhorst.



In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlance,
Preußen, Euer General.
Luftig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel, rafft mich doch nicht nieder?
Dien' Euch blutend, meine Brüder:
Bringt in Eile mich nach Prag:
Will mit Blut um Oestreich werben;
Ist's beschloffen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag.“

Arge Stadt, wo Helden franken,
Heil'ge von den Wunden sanken,
Reißet alle Blüten ab;
Nennen Dich mit leisen Schauern,
Heil'ge Stadt! zu Deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß Euch Gott, Ihr theuern Helden!
Kann Euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut! ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!“

Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle sehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei!
Heer', aus seinem Geiße geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner!
Näher stand dem König Keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz!
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz!

Kriegslied.

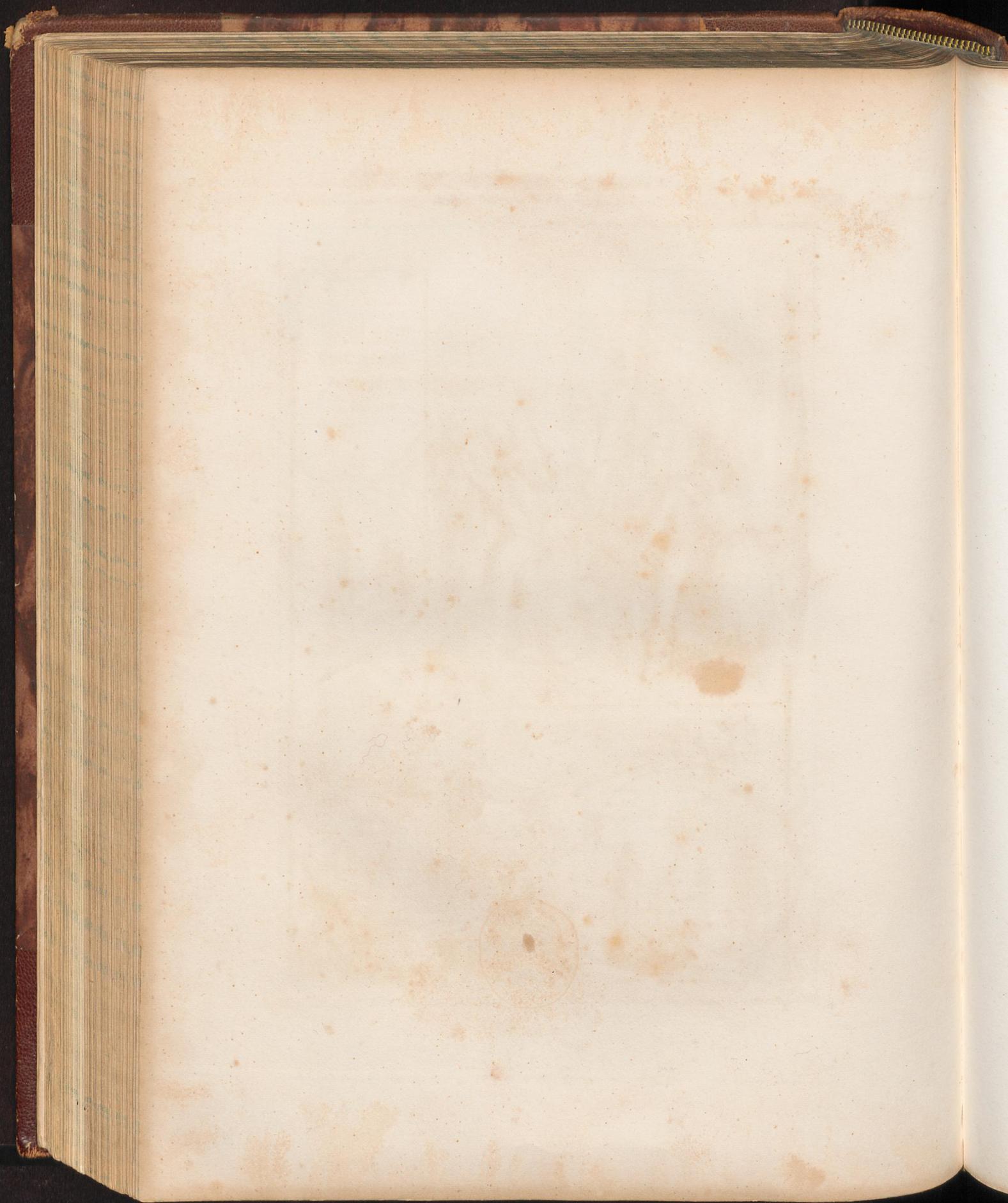
Von v. Fouqué.



Frisch auf zum
fröhlichen Jagen
Es ist nun an
der Zeit...

gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp.



Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Kriegslied für die freiwilligen Jäger.

(Nach der Weise: Auf, auf zum frohlichen Jagen.)



Auf, zum frohlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! Laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wack'res Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all' das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen,
Mit rüthig starker Hand.

In's Feld, in's Feld gezogen,
Zu Ross und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohlgewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger all zusammen,
Dringt lustig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebensfenne scheint.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen, fest bewährt.
O Wonne, Die zu schätzen,
Die uns das Liebste sind,
Hei! laßt Kanonen blitzen,
Ein frommer Muth gewinnt.

Die meisten zieh'n einst wieder
Zurück in Sieger-Meß'n;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glüh'n davor die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

An den
verewigten Max von Schenkendorf.

Er schöne Friede war errungen,
Des Krieges Erglimmen war verglüh't,
Und zwischen Jubelhubdungen
Sähen Seegen ringsher aufgeblüh't.
Du meinst' ich, sollt'st ihn mit genießen
Auf langer Bahn bis fern an's Grab.
Da — wieder fühl' ich Thränen fließen —
Da rief Dein lieber Gott Dich ab.

Eins wußt' ich wohl, nicht durst' ich fragen:
„Warum?“ beim Wink des höchsten Herrn.
So blüht aus meinen weichen Klagen
Jedwedes süß'ge Murren fern.
Doch träumt' ich oft in Wehmuth innig,
Könnst' ich für Max ein Austausch sein, —
Wie gerne spräch' ich: Herr, hier bin ich!
Und senkte sanft mein Haupt grabein.

Er war so frisch im jungen Geiste,
Gelähmt nur an der tapfern Hand,
Und blühte hell, der Vielgereiste, —
Da löste Tod sein Liebesband.
Und ich, ein halb verlosener Schatten,
Der fast der frühern Kraft vergaß,
Ich, im allsündlichen Gematten, —
Vor Gott verstummt' ich, — und genas.

Doch als nun ich Genes'ner schaute
Auf Deutschlands Boden, frei durch Gott,
Statt Freundentanz bei Sang und Laute,
Zank, blut'gen Mord, und frechen Spott, —
Da wußt' ich es: damit nicht bliebe
Der Max, zu schaum dies Störungsbild,
Hub ihn der reiche Gott der Liebe
Zu sich herüber sanft und mild.

Damals noch klang's von edlen Liedern
In unsres Deutschlands Mutterschoß!
Von unsrer Freundschaftskette Gliedern
Lief auch noch nicht ein einziges los!
Wir wähten, was in großen Zeiten
Uns band zu Einem Freudenkranz,
Das gelte nun für Ewigkeiten,
Ununterbrochen, feurig, ganz!

Zwar, Max, Du hättest festgehalten
In Deinem männlichen Gemüth!
Was thäten Dir die Lustgestalten,
Davon der Horizont nun glüht?
Nicht selbsterwählter Frommheit Nichten,
Nicht herververpflanzten Frankenhahn
In deutschgenannten Traumgesichten, —
Dir hätt's das Alles nicht gethan!

Doch tief hätt's Dir Dein Herz durchschritten
Dein männlich weiches, glühndes Herz,
Und kaum wohl mild hätt'st Du erlitten
Den überherb gehäuften Schmerz. —
Still! Still! Verhüllt vorm Sturmgetriebe,
Nicht ahnend Nachtgefieders Schwarm,
Entschließ auf's Winken ew'ger Liebe
Der Freund im frommen Liebesarm.

Der kranke Ritter.

Da draußen hallen die Schilde,
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer sind hart an einander
Ihr Knappen, wassuet mich schnell!

Was steht Ihr, und weilet so trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott, ich hatt' es vergessen,
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeileschauer sie trafen
Die Schulter und auch die Brust;
Her kommt der Tod mir gezogen,
Und hin mir welket die Lust.

Und wär nur der Tod gekommen,
Nach seiner gestrengen Pflicht,
Da schlief' ich still bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht,

So muß ich leben, ach leben,
Dih' abliche Waffenzier,
Und fernhin braufet der Schlachtklamm,
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir sitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann,
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und sieht so trübe mich an.

Die Stimme des Grabes.

Zwei Königsöhne standen zu Nacht,
Gelehnt an hohen Lanzenstab,
Und hielten vor einem Berg die Wacht,
Der Berg war ihres Vaters Grab.
Von Wolken oft umspinnen,
Sah Mondlicht wechselnd drein;
Da ward Gespräch begonnen
Also von diesen Zwei'n:

„O Bruder mein, was denkst Du wohl,
Brachst uns der Hirt wahrhafte Mähr,
Daß dort in Vaters Berggrab hohl
Ein lust'ges Singen zu hören wär?
Mich dünkt, es kann nicht haufen
Bei Todten heller Klang;
Er fand im kalten Graufen
Wohl schlechten Liebesank.“ —

„O Bruder mein, wie Du's gedacht,
So denk' ich's auch in meiner Brust.
Wo keines Lichtes Goldblick lacht,
Hat Niemand ja zum Singen Lust,
Und helle Leuchten taugen
In Todtenlaufen nicht;
Man sagt, gestorbenen Augen
Sei herbe Pein das Licht.“ —

„O Bruder mein, Du redest gut,
O Bruder mein, wie lebt sich's schön!
Im Leben nur wohnt freud'ger Muth,
Und Alles, was Herzen kann erhöhn.
Schlimm machten es die Götter,
Daß man in's dunkle Grab,
Gar sonder allen Netter,
So sicher muß hinab.“ —

Und kaum noch war das Wort heraus,
Das lebenshold der Jüngling rief,
Da regte sich's im Grabeshaus,
Da thäten sich auf die Kammern tief,
Und draus hervor sah fröhlich,
Das alte Königshaupt;
Man hätte kaum so selig
'nen Herrn der Welt geglaubt.

Er saß im Grab, das Schild sein Tisch,
Bier Lichter brannten in Ecken klar,
Und Mond strich ab die Wolken frisch,
Und nahm liebvoll des Alten wahr.
Da in die goldnen Schimmer
Sang froh hinein der Held,
Er sang so freudig nimmer
Ehmals auf dieser Welt.

So war sein Spruch, so war sein Lied,
Er schlug mit dem Schwert dazu das Maß:
„Weh' dem, der wankt, weh' dem, der flieht,
Weh' dem, der zitternd im Sattel saß!
Ein Vater zweier Söhne
Hielt immer fröhlich Stand,
Und hat nun Licht und Löhne
Mit sich im dunkeln Land.“

Und zu ging wieder das Grabeshaus,
Und drinn ward's wieder still und stumm,
Der Kerzen Lichtstrom löschte aus,
Mond nahm den Wolkenmantel um.
Die Brüder sahn zur Stunde
Den Wibern staunend nach,
Bis, wie aus einem Munde,
Zedweber also sprach:

„O Bruder mein, o Bruder gut,
Wir wolln dran denken, was wir sahn,
Wo's gilt in Schlachten Kriegesmuth,
Und durch Heerschaaren brechen die Bahn.
Hell mag das Leben gleißen
In kühner Jünglingsbrust,
Doch auch, was Tod wir heißen,
Hegt schön geheime Lust.“ —

Sie gingen heim, die Brüder zwei,
Gar kecklich in erneuter Kraft.
Hoch fangen sie, und schwingen frei
Das blankte Schild und den Lanzenstaf.
Sie haben viel errungen
Des Ruhms am Nordstrand,
Seit ihnen ward gesungen
Das Lied vom dunkeln Land.

Heinrich Joseph Edler von Collin.

Wachfeuer.



Weib und Kind, schlaft wohl zu Haus!
 Daß Ihr schlafet, rückt ich aus;
 Wache hier in kalter Nacht,
 Denk' an Euch, ruf' ich mit Macht:
 Lob oder Freiheit!

Schon aus weiter Ferne klingt,
 Tief in's Herz dem Krieger dringt
 Brudergruß, den in der Nacht
 Mann dem Manne ruft mit Macht: —
 Lob oder Freiheit!

Wo die Wachenfeuer glühn,
 Steht der Feind, und trost uns kühn:
 Ruft hinüber durch die Nacht,
 Wach' für Wache ruft mit Macht:
 Lob oder Freiheit!

Wenn ihn Schauer dann befällt,
 Bänger seine Brust sich schwellt,
 Schiebt er's auf die kalte Nacht,
 Doch ihn schreckt des Rufes Macht:
 Lob oder Freiheit.

Wenn halb Schlachtumult erbraust,
 Kugelhagel zischend saust,
 Dann hinab in finstre Nacht
 Stürz' ihn unsers Rufes Macht:
 Lob oder Freiheit!

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Siegeslied nach der Schlacht bei Prag.



Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott;
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und steht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Bell' Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldekraft
Ergriff sie eine Fahne,
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn;

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz!“
Wir folgten alle, Mann für Mann,
Geschwinder, wie der Witz.

Ah! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch' glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerein!

Dein Friederich hat Dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen Deinen Tod.

Du, Heinrich, warst ein Soldat,
Du fochtest königlich!

Wir sahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf Dich!

Der Pommer und der Märker tritt
Mit rechtem Christenmuth;
Noth ward sein Schwert, auf jeden Schritt,
Floss dick Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mägen von dem Bär.
Da, Friedrich, ging Dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher.

Dacht' in dem mörderischen Kampf,
Gott, Vaterland, und Dich,
Sah tief in schwarzem Rauch und Dampf,
Dich, seinen Friederich;

Und zitterte, ward feuerroth,
Im kriegerischen Gesicht.
(Er zitterte vor Deinem Tod,
Vor seinem aber nicht.)

Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldethat,
Bis Deine Feinde flohn.

Nun dankt Er Gott für seine Macht,
Und singt: Victoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Feinden vorzuziehn;
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien.

Bei Eröffnung des Feldzuges 1756.



Krieg ist mein Lieb! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

Gern will ich seine Thaten thun;
Die Leiter in der Hand,
Wenn meine blutigen Waffen ruhn,
Und hangen an der Wand.

Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an,
Bei Pauken- und Trompetenklang,
Im Lärm von Ross und Mann.

Und streit' ein tapfer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonen Donner brüllt?

Ein Held fall' ich; noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Heldentod,
Der Tod für's Vaterland!

Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder, wie der Blitz;
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz!

Wenn aber ich, als sold' ein Held,
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt:
So leb' ich dem Apoll!

So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Der Schutz, der Ruhm des Staats:
So lern' er deutscher Sprache Bier,
Und werde sein Horaz.

Dann singe Gott und Friedrich,
Nichts kleiner, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe Dich,
Der in die Sonne sieht!

Christian Felix Weisse.

Klagen einer Liebhaberin

beim entfernten Getöse einer Schlacht.



Orch! welch ein langer Donner hallt
Vom fernem Himmel her!
Ha! blüht es nicht durch jenen Wald?
Sieht dort nicht unser Heer?

Und kämpft er nicht in diesem Heer,
Mein Liebling und mein Held? —
Weh' mir! Die Donner rollen her,
Mars raset durch das Feld.

Der Boden hebet unter mir;
Die Berge taumeln dort;
Die Wälder rauschen ängstlich hier,
Der Strom wallt schneller fort!

Es wallt mein Blut, es drängt sich
In's Herz! — Ich athme schwer!
Der Schrecken gießet über mich
Eisfalte Schauer her.

Wo ist er? Ach! wo such' ich igt
Ihn, der mein Herz entführt?
Dort? — Wo die Wuth, so oft es blüht,
Zehnfachen Tod gebiert?

Dort — wo den höllischen Gesang
Grynnis laut erhebt,
Wo ihre Fahne weilenlang
In Lüften blutig schwebt?

Dort, wo sie voll Unmenschlichkeit
Aus schwarzer Nebelnacht
Herabstiehet und sich särecklich freut,
So oft ein Donner kracht?

Bei jedem abgeschlagenen Glied
Mit Wollust sich verweilt;
Doch, lieber, wo sie sterben sieht,
Zum letzten Mächeln eilt?

Sie taucht ihr schweißliches Gewand
In warmes Heldenblut,
Und trocknet die betrieftete Hand
An der Karthausen Blut;

Und ihre Furien umher,
Ach, sammeln Thränen ein:
Sie schluct sie, wär es auch ein Meer,
Stets heißer durstend ein.

Ach! dort! — vielleicht fährt in sein Herz
Jetzt, jetzt ein tödtend Wei,
Schlägt ihm mit einem Höllenschmerz
Arm oder Fuß entwei!

Vielleicht, daß eines Mörders Hand
Beim schwarzen Haar ihn hält,
Und weil der Lappre widerstand,
Sein schönes Haupt zerspält;

Vielleicht, von Raubbegier empört,
Ersärecklich ihn entblößt;
Und ihn, den er noch ädzen hört,
Zu andern Leichen stößt! —

Ach! hier, entseghch liegen sie,
Ein abgestreiftes Laub!
Ein Spiel der Zephywinde früh,
Und nun des Nordwinds Raub. —

Drückt' ich sein schwimmend Auge doch
Ihn noch wehnüthig zu!
Vielleicht such' es mich brechend noch,
Und fänd' in meinem Ruh!

Jög' ich noch seinen letzten Hauch
Mit meinen Küssen ein!
Gewiß rief er mich sterbend auch,
Und nannte mich noch sein!

Wüsch ich die Wunden voller Blut
Mit meinen Thränen ab!
Und übergöß mit einer Fluth
Von Thränen noch sein Grab! —

Umfonst! — Was seh' ich? diese Fluth
Rauscht noch gefärbt daher:
Ach! wie? wenn auch von seinem Blut
Der Strom gefärbet wär?

Hier will ich sitzen und allein
Und immer weinen; hier,
O Freund, ein Trauerdenkmal sein,
Den Blick gewandt nach Dir.

Vielleicht spühlt eine Welle Dich
An dieses Ufer an,
Daß, wenn mein Gram mich tödtet nicht, ich
Dich noch umarmen kann.

Johann Kaspar Lavater.

Die Schlacht bei Granson.

Ergrimmt, die Waffen in der Hand,
Woll' Fluch den frechen Mund,
Betrat das Heldenvaterland
Der Herzog von Burgund.

Entgegen eilten wir dem Feind
Mit Schweizerheldenmuth,
Und lachten brüderlich vereint,
Der allzustolgen Wuth,

Und seiner Zelten tief im Thal,
Und seiner Helme Pracht;
Und lachten seiner Wagen Zahl
Und seiner Rosse Macht;

Wir standen, achtzehntausend Mann,
Vor sechzigtausenden;
Da sahn wir nur den Himmel an,
Und sahn sie, ruhig, stehn.

Laut betete das ganze Heer
Der Schweizer, auf dem Knie,
Und Er, Er schwur bei seiner Ehr':
„Zu Staub vertilg' ich sie!“

Dreimal griff der Burgunder an; —
Und dreimal ohne Furcht,
Ein Hauptmann fiel; — die Helben sahn
Ihn todt und nahmen Flucht.

Sie flohn, — wie war die Angst so groß!
Wie Hirschen aus dem Feld,
Und ließen Wagen aus und Rosz,
Kanonen, Schild und Zelt.

Was, Herzog, half Dir nun Dein Schwur?
So wenig, als Dein Heer.
Du schlugest unser Fünzig nur,
Und zwanzigmal wir mehr,

Heran nun! — Theilt die Beuten aus,
Und sagt dem Himmel Dank!
Es hall' in Granson und Karlhaus
Der frohe Siegesgesang!